



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fürst Bismarck und die Schwaben : aus Schwaben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Fürst Bismarck und die Schwaben

Aus Schwaben



ie begeisterten Huldigungen, deren Gegenstand Fürst Bismarck diesen Sommer in München und Jena ebenso wie in Kissingen von Seiten der Süddeutschen gewesen ist, die zu ihrem Propheten reisten, weil ihr Prophet nicht zu ihnen kam, haben von neuem den Beweis geliefert, daß in Süddeutschland und in den mitteldeutschen Kleinstaaten die Hinneigung zu dem Altkanzler weit leidenschaftlicher ist als in Preußen, wenn es eines solchen Beweises überhaupt noch bedurft hätte. Es wäre ein Irrtum, diese Thatsache lediglich auf die größere Kühle des norddeutschen Temperaments zurückführen zu wollen, sie stützt sich vielmehr auf besondere politische und psychologische Erklärungsgründe. Gewiß hat man auch in Preußen die Errichtung des deutschen Reichs mit jubelnder Befriedigung begrüßt, fanden doch dabei der allgemeine deutsche Patriotismus und der preußische Partikularstolz zugleich ihre Rechnung. Aber schwerlich hat man dort der Einigung mit so sehnsuchtsbangem Hoffen entgegengeharrt wie in Süddeutschland, schwerlich dort mit so tief innerm Entzücken die Erfüllung des Herzenswunsches aufgenommen wie hier. Natürlich: Preußen war ja schon vorher ein Großstaat, dessen Stimme im Räte der europäischen Mächte Geltung hatte, der Preuße hatte ja ein engeres Vaterland mit einer so glänzenden geschichtlichen Vergangenheit, daß diese — ganz abgesehen von der Bürgerschaft, die darin für die Zukunft lag — auch in der Gegenwart schon zu frohem Nationalstolz hinlängliche Berechtigung gab, Preußen wußte sich endlich allein stark genug, dem Angriff selbst des mächtigsten Gegners in begründeter Erwartung des Sieges mit Ruhe entgegenzusehen. Wie ganz anders die süddeutschen Kleinstaaten! Jeder von ihnen war in der äußern Politik

ftets der Anlehnung an einen Stärkern bedürftig, sah sich bei kriegerischen Verwicklungen in der Wahl seiner Partei mehr von den Forderungen der Klugheit als denen der Ehre abhängig, mußte eine erbettelte Neutralität noch als besondern Glücksfall betrachten. Wie mußte das Gefühl solcher Schmach dem süddeutschen Patrioten auf der Seele brennen, in ihm den Wunsch einer Aenderung seiner kläglichen Lage zur lodernnden Begierde anfachen! Und da sah er auf einmal in unglaublich rascher Entwicklung der Dinge das Ziel seines jahrzehntelangen Sehnsens erreicht, sah sein engeres Vaterland als Glied eines machtvollen Ganzen, auf dessen Schutz es Anspruch, an dessen Ehren es Anteil hatte, weil es ja eben in Gemeinschaft mit vielen andern dieses Ganze bildete. Und sah sich zu dieser stolzen Höhe emporgehoben durch das Genie eines gewaltigen Mannes, dessen Bundesgenossenschaft er um so besser zu würdigen wußte, als er lange Zeit unter seiner Feindschaft gelitten, ihn als Feind ehrlich gehaßt, wenn auch vielleicht schon im stillen bewundert hatte. In je tieferes politisches Elend Süddeutschland versunken war, um so größer mußte seine Dankbarkeit gegen den sein, der es daraus befreit hatte. So wurde Fürst Bismarck für tausende und abertausende die Verkörperung des deutschen Einheitsgedankens, wurde — man ist fast zu sagen versucht — nicht sowohl als Mensch wie als eine in die Erscheinung getretene Idee verehrt, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß überdies noch auf viele seine kraft- und temperamentvolle Persönlichkeit anziehend, in unsrer an Individualitäten nicht eben reichen Zeit doppelt anziehend wirkte. Und nun, da Fürst Bismarck nicht mehr der allmächtige Lenker der Geschicke des deutschen Reichs ist, sollten wir von ihm lassen? Hat er etwa das Reich darum weniger begründet? sind wir ihm etwa darum weniger Dank schuldig? Nein, jetzt gerade ist es Zeit, die ganze Fülle unsrer Bewunderung, Verehrung, Liebe auf ihn auszuschenken, jetzt gerade, da ihm schwere Kränkungen täglich, stündlich zugefügt werden, da ihm jedes einzelne Zeichen von Anhänglichkeit wohl thun muß. Der Charakter der Süddeutschen und von uns Schwaben im besondern hat sich noch niemals durch Beweglichkeit und Geschmeidigkeit ausgezeichnet. Wir pflegen unsre Neigung nicht rasch, dafür aber ohne Widerruf zu verschenken. Man mag es, je nach dem Standpunkte, als deutsche Treue rühmen, man mag es schwäbische Starrköpfigkeit und Eigensinn schelten, was kommt darauf an? Es soll nicht einmal geleugnet werden, daß ein Stück Widerspruchsgeist dabei im Spiele ist: das Übermaß der Verfolgungen auf der einen Seite reizt zum Fanatismus der Bewunderung auf der andern. Man glaube auch nur nicht, daß alle Schwaben, die sich jetzt als unbedingte Verehrer Bismarcks bekennen, zu Zeiten seines unumschränkten Regiments mit seiner innern Politik durchweg einverstanden gewesen seien, aber sie sagten sich: Er ist nun einmal nur ganz zu haben. Der kleine Schade, den er auf jenem Gebiete anrichten mag, wird reichlich aufgewogen durch die unermesslichen Vorteile, die uns

seine Führung der auswärtigen Politik verschafft. Sind wir auch in einzelnen Punkten nicht mit ihm einverstanden, so wissen wir doch, daß der Mann, der das deutsche Reich gegründet hat, an seiner Spitze bleiben muß, so lange es die Natur erlaubt, wissen auch, daß niemand mit so starken Armen das Schiff durch die Wogen führen kann, wie er; also bleibt er am Ruder. So dachten wir damals. Und ebenso wenig verkennen wir heute die Schwächen und Fehler Bismarcks, billigen ebenso wenig sein Verhalten in allen Stücken. Aber wir sagen: Thut nichts, er ist und bleibt unser Bismarck. Nie vergessen wir es, daß wir unsre politische, unsre geschichtliche Größe ihm verdanken. Er thue, was er nicht lassen kann: wir halten an ihm fest. So ist in Schwaben — ohne Übertreibung kann man es behaupten — die überwiegende Mehrzahl der Urteilsfähigen gesinnt, vor allem der Anhang der sonst sehr verschiedene politische Meinungen umfassenden deutschen Partei. Aber doch nicht er allein; so denkt auch mancher, der mit der Volkspartei zu stimmen pflegt. Die offizielle Volkspartei natürlich haßt Bismarck nach wie vor, und sie weiß, warum. Manchen liberalen Politiker in Württemberg hat es tief geschmerzt, daß Fürst Bismarck als Reichskanzler jede Brücke zwischen sich und der deutschfreisinnigen Partei abgebrochen, daß er jede Möglichkeit einer Verständigung für alle Zeiten abgeschnitten und dadurch sich selbst in die Zwangslage versetzt hat, sich die Hilfe des begehrlichen Zentrums allzu teuer zu erkaufen. Mancher Verehrer Bismarcks in Württemberg und wohl auch im übrigen Süddeutschland hat der leidenschaftlichen Gegnerschaft der Deutschfreisinnigen gegen Bismarck Verständnis entgegengebracht, wenn er auch ihre Ausschreitungen streng verurteilen mußte. Die in wirtschaftlicher Beziehung ihm überdies nicht so fernstehenden süddeutschen Demokraten hat Bismarck niemals der gleichen herausfordernden Feindschaft gewürdigt, wie die norddeutschen Linksliberalen. Woher trotzdem ihr maßloser Zorn, der sich seit des Kanzlers Sturz in Zeitungsartikeln entladet, die die Ergüsse der preußischen Fortschrittspresse an Roheit entschieden überbieten? Die Erklärung ist einfach genug. Auch für den schwäbischen Demokraten ist Bismarck die Verkörperung des deutschen Einheitsgedankens, und darum eben verfolgt er ihn mit seinem unveröhnlichen Haß. Aber die süddeutsche Volkspartei hat sich ja, wie sie bei Reichstagswahlen und ähnlichen Gelegenheiten zu versichern nicht müde wird, völlig auf den Boden der gegebenen Thatfachen gestellt. Gewiß hat sie das gethan, aber sie that es, weil sie mußte, wenn sie ihre Existenz retten wollte, denn die ausschlaggebenden Massen, die den Führern und der Presse im Kampf gegen die Idee der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung gefolgt waren, hätten sie bei Befehdung der zur Wirklichkeit gewordenen Idee schmähslich im Stich gelassen. Selbst zugestanden, daß die Partei ohne Rückhalt und ohne Hintergedanken die durch die Thatfachen geschaffne Lage anerkannt hat, so hat sie das doch nur gezwungen gethan und verfolgt darum den Mann, der ihr diesen

Zwang auferlegt hat, mit einem Haß, dessen instinktive Gewalt das unwiderleglichste Zeugnis dafür ist, daß es Fürst Bismarck gewesen ist, der das neue deutsche Reich gegründet hat. Es ist freilich schlimm genug, daß man sich erst noch nach Beweisen für diese nackte geschichtliche Wahrheit umsehen muß. Aber der blinde Haß der Gegner bringt es ja in der That zu stande, dem großen Staatsmann sein eigentümlichstes Verdienst zu verkleinern, ja zu bestreiten. Daß Bismarck unsre jetzige günstige Lage nicht allein geschaffen hat, wissen seine Freunde so genau wie seine Feinde. Auch der geschickteste Werkmeister kann ohne Werkleute kein Haus zimmern, auch der genialste Feldherr ohne Offiziere und Soldaten keine Schlacht gewinnen. Aber umgekehrt haben auch die tapfersten Truppen noch nie ohne General gestegt, ist noch nie ein Gebäude von Arbeitern allein ohne einen Baumeister aufgeführt worden. Vollends ein solcher Prachtbau nicht wie das neue deutsche Reich. Darum lassen wir, die wir zu den Bewohnern des Hauses gehören, uns das Recht oder vielmehr die Pflicht nicht verkümmern, des Baumeisters stets eingedenk zu sein. Wir warten nicht sein zeitliches Ende ab, um ihm dann Ehren zu erweisen, mit denen höchstens uns, nicht mehr ihm selbst gedient sein kann, wir statten ihm vielmehr noch bei seinen Lebzeiten den schuldigen Dank ab, wir halten an ihm fest und bekennen uns offen zu ihm, ohne Furcht, was auch kommen mag.



Die Sozialdemokratie und die Cholera



Es sind bemerkenswerte Vorgänge, die sich gegenwärtig in Hamburg aus Anlaß der dort herrschenden Choleraepidemie abspielen, Vorgänge, die die ernsteste Aufmerksamkeit aller Politiker verdienen, und auf die hinzuweisen wir umsomehr für unsre Pflicht halten, als die gesamte Tagespresse sie, soweit wir wissen, noch nicht in die richtige Beleuchtung gebracht hat.

Seit dem Beginn der Epidemie hat die sozialdemokratische Partei Hamburgs und ihr offizielles Organ, das „Hamburger Echo,“ eine geradezu musterhafte Haltung eingenommen. Sie hat die Sensationsnachrichten unkundiger Reporter, wie sie so vielfach in die Hamburgische und deutsche Presse übergegangen sind, mit Entrüstung von sich gewiesen und durch das „Echo“ nur die Daten in Bezug auf die Seuche veröffentlichen lassen, die ihm von der Polizei und der Medizinalbehörde übermittelt worden sind. Im übrigen hat sich das „Echo“ darauf beschränkt, hier und da besondere Mißstände im einzelnen zu rügen und deren Abstellung von den Behörden, teilweise durch unmittelbare